

Für unsere Kinder

Nr. 12 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Sturmlied. Von Arthur Fitger. (Gedicht.) — Der Feldstein. — Geschichte des Javanen Saidjah. Von Wultatuli. (Fortf.) — Die Wurzelprinzessin. Von R. Reimick. (Schluß.) — Spielende Käzchen. Von Gustav Falke. (Gedicht.)

Sturmlied.

Von Arthur Fitger.

O begeistrungseliges Grausen,
Das des Knaben Busen hob,
Wenn des Frühlings Siegesbrausen
Jauchzend durch die Wälder schob!
Kühn zu thronen
In den Kronen
Schwanker Pappeln, o Lust! o Lust!
Und ein Sturm des Tatendranges
Brach auf Wogen des Gesanges
Sehnsuchtswild aus meiner Brust:

„Beugt sich, Sturm, vor deinem Grimme
Aft zu Aft mit Angstgestöhn,
Eines Welterobers Stimme
Hör ich in den Wolkenhöhn.
Mit zu fliegen,
Mit zu siegen,
Dunkler Heros, starker Nord,
Zu unsterblichen Gefechten
Mit Tyrannen und mit Knechten
Reiß mich auf und trag mich fort!“

Und du hast mich fortgetragen,
Und vollendet ist mein Lauf,
Bin zerschmettert und zerschlagen; —
Aber dich — was hält dich auf!
Früh gefallen,
Hör ich schallen
Über meiner Gruft dein Wehn:
„Der Gedanke, dem dein Leben
Opfernd du dahingegeben,
Siegend wird er weitergehn.“

○ ○ ○

Der Feldstein.*

Ewig zerfällt, es erzeugt sich ewig die wechselnde
Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen
(Schiller.)
Spiel.

Wo wäre ein Feld ohne einen Stein, wo
eine Flur ohne einen Felsblock oder einen

* Aus H. Wagners Entdeckungsreisen in Feld
und Flur. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

kleineren Steinknollen? Für den Landmann
ist ein solcher steinerner Gast im Ackerland
ein Stein des Anstoßes, und selbst auf der
Wiese mag er ihn nicht leiden. Er schafft ihn
hinweg an den Wegrand, wenn er nicht gar
zu groß ist; ja er läßt sich's Schweißtropfen
und Schießpulver kosten, ihn dann wegzusprengen,
macht Wegsteine daraus oder legt
ihn zum Grundstein für die neue Scheune.

Hier am Rande der blühenden Wiese liegt
ein solcher mächtiger Block, das Lieblingsplätzchen
des Hirten. Wir ruhen auf ihm aus
und verwenden die Minuten der Rast zu seiner
näheren Betrachtung.

Wenn wir „Feldstein“ jedweden Stein
nennen, welcher im Felde liegt, so kann unser
steinkundiger Begleiter unter diesen Feldsteinen
uns gar vielerlei Gesteinsarten unterscheiden
lehren. Je nach den Gegenden, in denen wir
wandern, kann ein solcher Block bestehen aus
Kalk oder Kiesel, aus Gips oder Feldspat; eine
Abart des letzteren nennt der Steinforscher
(Mineralog) im engeren Sinne „Feldstein“. Wir
können ein Stück Gneiß vor uns haben
oder vielleicht Porphyr, in einem Landstrich
finden wir Spenit, in dem anderen Trachyt
oder Basalt oder noch anderes. Wer wollte
sie alle aufzählen und beschreiben?

Wir wollen, statt uns ein solches Register
anzufertigen, diesmal den einen Block näher
anschauen, bei dem wir Halt gemacht. Die
dreierlei Körner, aus denen er fest zusammen-
getittet ist, machen ihn leicht als ein Granit-
stück kenntlich. Die klaren, glasartigen Körn-
chen sind Kiesel oder Quarz, ganz derselbe
Stoff, aus welchem die Kieselsteine und der
Sand am Wege bestehen. Die rötlich-gelblichen
Teilchen sind Feldspat, und die dunklen,
flimmernden Blättchen zwischen beiden sind
Glimmer.

Darüber, wie ein solcher Granit sich gebildet
hat, wie sich die dreierlei Gesteinsorten zu
dieser innigen Kameradschaft vereinigt haben
mögen, sind die gelehrten Leute noch ver-
schiedener Meinung. Die meisten halten es
für wahrscheinlich, daß alle drei Bestandteile
vor Alters im Innern der Erde bei außer-
ordentlich hoher Glut geschmolzen waren, dann
an die Oberfläche hervorquollen und beim all-
mählichen Erkalten und Erstarren diese Form

annahmen. Das eine ist sicher, nämlich, daß der Granitblock bereits entstand, ehe ein Mensch auf dem Felde den Pflug wendete oder am blumigen Raine spazieren ging. Er ist ein alter Bursche, älter als das Menschengeschlecht, der schon mancherlei Wunderbares durchgemacht haben mag, lange vorher, ehe das Moos und die Flechten sich auf seinem grauen Scheitel niederließen.

Die Gelehrten stimmen auf alle Fälle darin völlig miteinander überein, daß ein solcher Granitblock nicht als ein einzelnes, frei daliegendes Stück entstanden sein kann, oben auf Lehmboden oder weicher Ackererde, er muß irgendwo anders seinen Geburtstag gefeiert haben und auf der Wanderschaft hierher gekommen sein. Selbst der Hirte, der auf ihm täglich sein Frühstück verzehrt, hat dieselbe Ansicht und erklärt sich's durch einen Schwank. „Dort drüben,“ sagt er dir, „wo die vielen Steinblöcke am Bergabhang liegen, wohnten vor alten Zeiten Riesen, hier hüben auch; sie bekamen Streit miteinander und warfen sich mit Steinen, wie es die Jungen mit Schneebällen und Erdklößen tun. Der eine große hier aber, dieser war dem alten Riesen in den Schuh gefallen, als er über Vand ging, er drückte ihn, und an dieser Stelle zog der Goliath den Schuh aus und schüttelte das Korn auf den Weg; da liegt's noch heutigen Tags!“

Befindet sich ein solcher Granitblock am Fuße eines Granitberges, dann wird es nicht schwer, seine Herkunft zu entziffern. Der Winterfroßt oder ein Blitzstrahl mögen ihn losgesprengt haben, und beim Herabpoltern ist er hierher gerannt, wie es noch jetzt in Gebirgen jedes Jahr vorkommt. Tausende solcher Steinstücke liegen aber über die flachen nördlichen Ebenen Deutschlands zerstreut, in denen gar nichts von Granitgebirgen zu sehen ist. Höchstens ist hie und da ein Kalkzug, ein Sandsteinlager oder ein Hügel aus Kreidemergel. Wie kommen die harten Gesteine dorthin, ohne die helfenden Riesen? Darüber geben uns die Alpengletscher Auskunft. Die Gletscher, deren Eis, wenn auch langsam fließt, tragen und schieben Felsstrümmen aller Größen mit sich zu Tale. Weit von dem Orte weg, wo sich die Gesteinsbrocken durch Verwitterung oder durch den Druck des Gletschers vom Felsen löst, werden sie von dem Eis geschafft. Schließlich läßt sie der Gletscher an seinem Ende ab, wo er abschmilzt. Doch weisen die Gletscher manchmal neben ihrem Fließen noch eine zweite Bewegung auf. Ihr

unteres Ende, die Gletscherzunge, rückt manchmal im Laufe einer Reihe von Jahren weiter vorwärts oder zieht sich aber auch bergaufwärts zurück. Je nachdem werden natürlich auch die Steine, die der Gletscher fort schafft, mehr oder weniger weit zu Tale getragen. So sind vor langer Zeit die Alpengletscher einmal bis nach Süddeutschland vorgestoßen und haben hier Felsbrocken abgeladen, die aus dem Innern der Alpen stammen, zum Beispiel den Tälern Graubündens. Zu dieser Zeit, der sogenannten Eiszeit, reichten aber auch die Gletscher Scandinaviens über die heutige Ostsee hinweg bis nach Norddeutschland hinein. Und bis nach Norddeutschland hinein trugen diese Riesengletscher die oft gewaltigen Felsblöcke aus den Bergen Norwegens.

Gescheite Leute, die sich aus Steinkennen gründlich verstanden, haben sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sind nach Norwegen gereist und haben die Gesteine daselbst mit unseren Feldsteinen verglichen. Da fanden sie denn richtig, daß beide ganz gleich sind. Daß jene Blöcke auf unseren Feldern sich ehemals lange herumgetrieben haben, ehe sie das blumige Ruheplätzchen hier fanden, sieht man den meisten auch schon äußerlich an. Sie sind ringsum abgerundet und abgeschliffen, genau so, wie es das Geröll auf jedem Alpengletscher zeigt, das auch ein vielbewegtes Leben führt, ehe es am Fuße des Gießflusses ausruht.

Aber, meint du wohl, nun hat der Granitblock ruhige Tage! Jetzt stößt ihn kein Nachbar mehr und seine Seiten werden nicht mehr von pressendem Eise zertrigelt! — Nicht so schlimm mehr wie damals, das ist richtig, allein Ruhe gibt's nirgends im Reiche der Natur, Ruhe wäre Tod und allenthalben findest du nur Leben, wenn auch ein anderes als das deine. Selbst ein Stein ist lebendig in seiner Weise, mit Kräften gefüllt, die zwar eine Zeitlang im Schummer liegen können, denen aber doch ein Auferstehungstag kommt!

Du solltest einmal unseren steinkundigen Freund erzählen hören, was der alles vom Granitstein zu sagen weiß! Zunächst würde er dir eine lange, lange Liste von Granitorten vorlegen, bei denen die einzelnen Kristalle bald größer, bald kleiner sind. In der einen Art findet sich mehr Quarz, in der anderen mehr Feldspat usw. Dann sagt er dir von den hübschen Kristallformen, welche jede der drei Bestandteile des Granits unter günstigen Verhältnissen annehmen kann: der Kiesel in sechsseitigen Säulen, der Feldspat in schräg vier-

seitigen und der Glimmer in sechseckigen Blättchen. Zum Schluß nimmt er ein Stücklein vom Stein in den Mörser und unter das Lötrohr, schmilzt es und überschüttet es zur Abwechslung mit scharfen Säuren. Da zeigt sich ein reiches Leben im Gestein. In jedem der scheinbar einfachen Bestandteile steckt noch eine ganze Schar anderer Gefellen verborgen, die kommen alle hervor und machen sich bemerkbar. Im Kiesel liegt Silizium und Sauerstoff im innigsten Verein und wirkt bei Verbindungen mit anderen Gesteinen als eine Säure, obgleich du mit der Zunge nicht das geringste Saure bemerken wirst. Im Feldspat hat eben solche Kieselerde mit Tonerde eine enge Vereinigung geschlossen, Kali und Kalk sind noch dazu getreten und ein wenig Eisenoryd hat die gelblich-rötliche Färbung abgegeben. Im Glimmer ist die Sache noch viel zusammengesetzter. Bei ihm kommt zu den Bestandteilen des Feldspats noch Magnesium, Manganoryd, Talkerde und Wasser, in manchen Sorten auch Flußsäure, Lithium oder Chlor.

In alten Geschichtsbüchern ist mancherlei die Rede von „Geistern, die in der Luft herrschen“, von Elfen und Heinzelmännchen, Zwergen und Kobolden, — alles kleine Leute, die unsichtbar ihr Wesen in ganzen Scharen treiben und bei stiller Weile fleißig schaffen. Betrachtet man die Geschichte eines Feldsteines etwas genauer, so möchte es einem fast vorkommen, als ob irgend etwas Wahres an den alten Sagen sei, wenn auch die Wichtelmännchen, die man dabei bemerkt, nicht gerade rote Röcke mit Treppen tragen und weder Zöpfe noch Allongeperrücken haben.

Die frische Luft im freien Felde enthält stets etwas Kohlenensäure, wie der Champagner, nur viel weniger als dieser. Bei jedem Ausatmen teilst du der Luft ein wenig Kohlenensäure mit, und von jedem rauchenden Schornstein, jedem vermodernden Körper steigt ebenfalls etwas davon in das Luftmeer empor. Die Nebelbläschen und Regentropfen trinken gar zu gern von dieser Luftart, jeder Lautropfen enthält wenigstens eine kleine Spur davon. Das kohlen-saure Wasser tritt wie ein Gast zu dem ruhenden Stein und beginnt einen kleinen Tauschhandel mit ihm. Die Kohlenensäure vereinigt sich mit der Tonerde des Feldspats und trennt gleichzeitig die Kieselerde aus ihrer bisherigen Verbindung. Der klare Kristall trübt sich, wird weißlich und mürbe, einige seiner Bestandteile lösen sich in den herabströmenden Tropfen auf, die anderen zerkrümeln. Freilich

geht's nicht so rasch wie bei einem Handel auf Messe und Jahrmarkt, der Stein hat nicht Eile, die Luft auch nicht, wird das Geschäft heute nicht abgeschlossen, so ist ein andermal noch Zeit dazu. Auf einige tausend Jahre früher oder später kommt's einem Steine nicht an. Er rechnet sein Leben nach einem anderen Kalender als wir ihn haben. In manchen Granitgesteinen ist der Feldspat zu einem weißen, zerreiblichen Pulver zersetzt, das ist die berühmte Porzellanerde. Bei dem Verwittern des Gesteins helfen ferner Hitze und Kälte treulich mit. Die erstere dehnt den Stein aus, die letztere zieht ihn zusammen. Die gute fruchtbare Erde, welche weithin den Acker bedeckt, ist zum größten Teil aus verwitterten Gesteinen entstanden. Lösest du die Flechten oder Mooshäuschen am Granitblock ab, so wird es dir auffallen, daß unter diesen der Fels am stärksten zerfressen ist. Hier gerade ist am meisten Kohlen-säure vorhanden, und hier hält sich auch das Wasser am längsten. Jeder neue Regen führt dem Ackerboden eine Kleinigkeit vom Steine zu — der letztere wird kleiner, der erstere mehrt sich, wenn auch nur um eine so winzige Menge, daß es vielleicht erst nach einer Reihe von Jahren die Wage nachweisen könnte. So erscheint uns der Feldstein nun nicht mehr als ein Störenfried in der Natur, als ein Ärgernis, das der böse Geist dem Bauer zum Schaden dorthin gesetzt hat, sondern als eine Quelle für künftige Ackererde. Ein Kaufmann würde sagen: es sei ein „Wechsel“, in späteren Zeiten zahlbar, ein „Kapital“, das in kleinen Summen abgetragen wird.

Im Boden geht das Verwittern und Zersehen der Gesteinstrümmer dann weiter vor sich, und zwar gewöhnlich etwas schneller. Am leichtesten zersehen sich dann die Teilchen, welche Kalk, Natron oder ähnliche Stoffe enthalten. Es ist erstaunlich, was man alles für Dinge in den Gesteinen getroffen hat, von denen man beim bloßen Ansehen nicht die Spur merkt. Da erzählen uns die Scheidekünstler (Chemiker), daß in jedem Ackerland kleine Mengen von Phosphor, Arsenit, Kochsalz, Schwefel und dergleichen stecke, von denen die meisten nach und nach ihre weitere Reise in die Pflanzen antreten, und aus diesen in die Tiere. Wer weiß, ob nicht der Kalk, der die Knochen deines Körpers besetzt, das Eisen, der Schwefel, der Phosphor, welche deinen Leib mit bauen helfen, vor uralten Zeiten einmal Bestandteile eines solchen Feldsteins waren!

Geschichte des Javanen Saidjah.

Von Nuttatuli. (Fortsetzung.)

Er lief viele Tage. Er ging an Ranglas-Betung und Warong-Gunung vorbei, und am folgenden Tage sah er Pandeglang, das daliegt wie in einem Garten. Wieder einen Tag später kam er in Serang an und stand erstaunt über die Pracht eines so großen Ortes mit vielen Häusern, von Stein gebaut und gedeckt mit roten Ziegeln. Saidjah hatte so etwas nie gesehen. Er blieb einen Tag da, weil er müde war, aber des Nachts in der Kühle ging er weiter und kam nach Tangerang, noch ehe die Sonne so hoch stand, daß der Schatten auf seine Lippen fiel,* obwohl er den großen schüsselförmigen Strohhut trug, den sein Vater für ihn gelassen hatte.

Zu Tangerang badete er in dem Flusse nahe bei der Überfahrt, und er ruhte aus in dem Hause eines Bekannten seines Vaters, der ihm zeigte, wie man Strohhüte flicht, genau wie die, die aus Manila kommen. Er blieb einen Tag da, um das zu lernen, denn er meinte, damit vielleicht etwas verdienen zu können, wenn er in Batavia kein Glück hätte. Am folgenden Tage gegen Abend, da es kühl wurde, dankte er seinem Gastgeber sehr und ging weiter. Sobald es ganz dunkel war, daß niemand es sah, holte er das Blatt hervor, in dem er das wohlriechende Jasmindblümchen aufbewahrte, das ihm Winda gegeben hatte unter dem Ketapanbaum; denn er war traurig geworden, daß er sie so lange Zeit nicht sehen sollte. Den ersten Tag, und auch den zweiten hatte er weniger stark gefühlt, wie allein er war. Seine Gedanken hingen sich alle an die große Idee, Geld zu verdienen, um zwei Büffel zu kaufen; sein Vater hatte immer bloß einen gehabt. Und seine Gedanken waren zu sehr auf das Wiedersehen mit Winda gerichtet, um der Trauer über die Trennung Raum zu geben. Er hatte den Abschied in hochgepanneter Hoffnung genommen und ihn in seinen Gedanken fest verknüpft mit dem Wiedersehen unter dem Ketapan. Eine so große Rolle spielte die Aussicht auf das Wiedersehen in seinem Herzen, daß er beim Verlassen Badurs, als er an diesem Baum vorbeiging, eine gewisse Freude fühlte, als wären sie schon vorbei, die sechsunddreißig Monate, die ihn von jenem Augenblick trennten. Es kam ihm so vor, als hätte er bloß umzukehren, als ob

er schon von der Reise zurückkäme, und er würde dann Winda erblicken, wie sie seiner wartete unter diesem Baum.

Je mehr er sich jedoch von Badur entfernte, desto mehr achtete er auf die Länge eines einzigen Tages, und desto mehr begann er die sechsunddreißig Monate, die vor ihm lagen, lang zu finden. Es war etwas in seiner Seele, was ihn weniger schnell ausschreiten ließ, — er fühlte Trauer in seinen Knien, und war es auch keine Mutlosigkeit, die ihn befiel, so war es doch Wehmut, und die ist nicht weit ab von Mutlosigkeit. Er dachte schon daran umzukehren, aber was sollte Winda denken von so wenig Mut?

Also lief er weiter, ging es auch weniger schnell als am ersten Tage. Er hatte den Jasmin in der Hand, und er drückte ihn oftmals an die Brust. Er war seit drei Tagen viel älter geworden, und er wunderte sich, wie er früher so ruhig gelebt hatte, da doch Winda ihm so nahe war und er sie sehen konnte, so oft er wollte. Denn jetzt würde er nicht ruhig sein, wenn er erwarten könnte, daß sie bald vor ihm stehen sollte. Und darüber wunderte er sich auch, daß er nach dem Abschied nicht noch einmal umgekehrt war, um sie noch einmal zu sehen. Und selbst das fiel ihm ein, wie sie sich kurz vorher wegen der Schnur gestritten hatten, die sie spann für den Drachen ihrer Brüderchen, und die gerissen war, weil in dem Gespinnst ein Fehler war; dadurch war eine Wette* gegen die Kinder von Tjipurut verloren gegangen. „Wie konnte ich bloß,“ dachte er, „deswegen Winda böse werden? Wenn nun wirklich ein Fehler in ihrem Gespinnst war und wenn dadurch die Wette zwischen Badur und Tjipurut verloren ging, und nicht durch die Glaskerbe, die der kleine Djamin aus seinem Versteck hinter dem Gebüsch warf, hätte ich selbst dann so hart gegen sie sein sollen und sie mit ungehörigen Namen nennen dürfen? Was soll werden, wenn ich in Batavia sterbe, ohne sie um Vergeltung gebeten zu haben für so große Grobheit? Wird es nicht sein, als ob ich ein schlechter Mensch wäre, der mit Schimpfworten um sich wirft gegen ein Mädchen? Und wenn man hört, daß ich in einem fremden Lande gestorben bin, wird nicht jeder zu Badur sagen: es ist ganz gut, daß Saidjah gestorben ist; denn er hat gegen Winda einen großen Mund gehabt!“

* Die Wette besteht darin, daß die eine der beiden Parteien mit der Schnur ihres Drachen die des anderen zerschneiden oder zerreißen soll.

* Allgemein indischer Brauch der Zeitberechnung.

So nahmen seine Gedanken einen Gang, der sich sehr von der vorigen großen Erwartung unterschied, und unwillkürlich äußerten sie sich erst in halben Worten, in sich hineingesprochen, bald aber in einem Selbstgespräch, und zuletzt in einem wehmütigen Sang.

Wo einst ich sterben werde, weiß ich nicht!
Als ich mit meinem Vater an der Küste
Im Süden weilte, um dort Salz zu machen,
Hab' ich das große, große Meer gesehn!
Wenn auf dem Meer ich einmal sterben müßte,
Wirft man den toten Körper aus dem Rachen
Ins tiefe Wasser. Er wird untergehn.
Dann werden um die Leiche gier'ge Haie
Zusammenschwimmen und einander fragen:
"Wer wird verschlingen ihn aus unsrer Reihe,
Wer wird den Sinkenden im Meer erjagen?"
Ich werd's nicht hören.

Wo einst ich sterben werde, weiß ich nicht!
Als des Pa-onjus Hütte stand in Flammen,
Die er im Bahnsinn selbst entzündet hatte,
Hab' ich Pa-onjus Hütte brennen sehn.
Bricht über mir ein brennend Haus zusammen,
Fällt auf die Leiche manche heiße Latte,
Und glüh'nde Scheite kommen drauf zu stehn.
Und draußen werden viele Leute schreien,
Mit Wasser werden sie das Feuer schrecken,
Und suchen werden sie, mich zu besreien,
Den toten Körper, den die Flammen ledet!
Ich werd's nicht hören.

Wo einst ich sterben werde, weiß ich nicht!
Als einst Si-unah fiel vom Baum, der kleine,
Der seiner Mutter Kokosnüsse pflückte,
Hab' ich in das Gesträuch ihn stürzen sehn.
Wenn so auch mir in einem Palmenhaine
Der Griff nach einer Kokosnuß mißglückte,
Muß ich am Fuß der Palme auch vergehn.
Nicht wird um mich dann meine Mutter weinen,
Sie weilt nicht mehr auf diesem Erdenraume,
Doch andre werden in den Ruf sich einen:
"Seht, Saidjah liegt zerschelt am Palmenbaume!"
Ich werd's nicht hören.

Wo einst ich sterben werde, weiß ich nicht!
Als einst Pa-lisu schied von dieser Erde,
Das Haar verblichen und gebrüht von Jahren,
Hab' des Pa-lisus Leiche ich gesehn.
Wenn ich so alt einst wie Palisu werde,
Und sterbe dann in meinen weißen Haaren,
Dann werden Klagefrauen mich umstehn.
Und wie bei seiner Leiche man geschrien,
Wird man um mich dann weinen, schrei'n, nicht minder,
Der Weiber Wehruf wird die Luft durchziehen,
Und lauter schreien noch die Entellinder.
Ich werd's nicht hören.

Wo einst ich sterben werde, weiß ich nicht!
Dit sah in Badur ich, wie in die Erde,
In wallend weiße Kleider eingeschlagen,
Die Toten man zur letzten Ruh' gelegt.
Wenn ich in Badur einzimal's sterben werde,

Wird man vors Dorf mich auf den Hügel tragen,
Worauf das hohe Gras zu wachsen pflügt.
Dann wird Adinda dort vorübergehn,
Zur Dämmerstunde um den Hügel schweifen,
Und leise, leise wird im Bindeswehen
Adindas Kleiderfaum die Gräser streifen.
Das werd' ich hören.

Saidjah kam zu Batavia an. Er hat einen Herrn, ihn in Dienst zu nehmen, was dieser Herr gern tat, weil er Saidjah nicht verstand. Man hat zu Batavia gern Diener, die noch kein Malayisch sprechen und daher noch nicht so verdorben sind wie die anderen, die länger mit Europäern in Verührung kamen. Saidjah lernte schnell malayisch, aber er paßte auch brav auf, denn er dachte immer an die zwei Büffel, die er kaufen wollte, und an Adinda. Er wurde groß und stark, weil er alle Tage aß, was es zu Badur nicht gab. Er war beliebt im Stalle, und hätte er die Tochter des Kutschers zur Ehe verlangt, er wäre gewiß nicht abgewiesen worden. Sein Herr sogar hatte ihn so gern, daß er bald zum Hausbediensteten erhoben wurde. Man erhöhte seinen Lohn und gab ihm noch fortwährend Geschenke, weil man mit seinem Dienst so zufrieden war.

Man fand aber Saidjah undankbar, als er, nach beinahe drei Jahren Dienst, um seine Entlassung und um ein Zeugnis bat, daß er sich immer gut betragen habe. Indes man konnte es ihm nicht verweigern, und Saidjah ging mit frohem Herzen auf die Reise.

Unterwegs zählte Saidjah die Schätze, die er heimbrachte. In einer Bambusrolle hatte er seinen Paß und sein Dienstzeugnis. In einem Schächtelchen, das an einem ledernen Riemen hing, schien fortwährend etwas Schweres gegen seine Schulter zu schlagen, aber er fühlte es gern... ich glaub's wohl — darin waren dreißig spanische Dollars, genug, um drei Büffel zu kaufen! Was würde Adinda sagen! Und das war noch nicht alles. Auf seinem Rücken sah man die silberbeschlagene Scheide zu dem Dolche, den er im Gürtel trug. Der Griff war gewiß aus feingesechnittenem Eisenbein, denn er hatte ihn sorgfältig in eine seidene Hülle gewickelt. Und er hatte noch mehr Schätze! Im Saume des Tuches um seine Lenden, da bewahrte er einen Gürtel von silbernen Gliedern, mit goldenem Floß. Es ist wahr, der Gürtel war kurz, aber sie war ja so schlant — Adinda!

Und an einem Schnürchen am Halse trug er ein seidenes Beutelchen, darin steckten ein paar vertrocknete Jasminblumen.

(Schluß folgt.)

Die Wurzelprinzessin.

Von Robert Reinick. (Schluß.)

Indes war im Wurzelreiche ein junger, kräftiger König gewählt worden. Er teilte den Jünglingen seines Volkes gegen die frechen Eindringlinge und erklärte ihnen kurzweg den Krieg. Er beschloß, sie in einem furchtbaren Kampfe gänzlich zu vertreiben oder zu vernichten, daher berief er von allen Seiten Bundesgenossen. Kaninchen und Maulwürfe, Eidechsen und Regenwürmer sollten unter der Erde in das Land Nußnackers einbrechen und Städte und Dörfer umstürzen; Heuschrecken, Bienen und Käfer sollten aus der Luft über die Feinde herfallen; auf der Erde wollten die Wurzelmänner selbst mit spitzen Binsenslanzen und scharfen zweischneidigen Grasschwertern die Feinde angreifen.

Der Morgen des verhängnisvollen Kampfes brach düster an, der Himmel hing voll schwarzer Wolken. In ihren grünen und braunen Moosröcken rückten die Wurzelmänner gegen die Nußwiese an, so daß der Feind sie nicht eher erkannte, als bis sie dicht unter seinen Festungen waren. Nun erhob sich ein Bombardieren und Feuern aus allen Schießscharten derselben, aber die Kugeln blieben in dem Moose der Angreifenden hängen, und mit lautem Gelächter erwiderten sie das furchtbare Schießen. Schnell drang das Wurzelheer auf der Nußwiese vor. Prinz Nußnacker warf sich ihnen mit seiner Leibgarde entgegen, wurde aber zurückgeschlagen. Er floh in den Palast und machte Hampelmann zu seinem Feldmarschall. Mit verzweifelten Sprüngen führte dieser auch die Hauptarmee ins Feld. Da überfiel ein allgemeiner Schrecken das Land. Schon hatten die unterirdischen Hilfstruppen der Feinde den Boden, wo das Puppenheer marschierte, und zugleich Festungen, Städte und Dörfer der Nußwiese unterhöhlt, und zu derselben Stunde stürzten fast sämtliche Gebäude des Landes mit lautem Krachen über- und untereinander zusammen. Auch den Feldmarschall Hampelmann packte ein alter grimmigter Maulwurf bei einem Bein und zog ihn troß seines Hampelns in die Erde hinab. Nie hat man ihn wiedergesehen. — Das war das Signal zu einer allgemeinen wilden Flucht für das ganze glänzende Heer des Nußnackers, und mit dem Geschrei: „Rette dich, wer kann!“ stürzten die Fliehenden dem stürzlichen Palast zu. Der aber war aus festen hölzernen Prachtstüben erbaut und trohnte noch am längsten den wühlenden Tieren. Hier hatte Nußnacker be-

reits seine Staatskutsche anspannen lassen. Mit seiner Gemahlin warf er sich schnell in diese hinein und rief dem Kutscher zu: „Fort aus diesem Tale, so rasch es geht, so weit als möglich!“ Da drängte sich sein Volk in wildem Getümmel um die Kutsche herum, einen Halt daran zu finden, denn überall sausten aus der Luft Insekten herunter und warfen mit ihren Flügeln zu Boden, was nicht auf sehr festen Füßen stand.

So wälzte sich das fliehende Volk wie ein großer Knäuel über die Wiese dahin. Obgleich hart von seinen Feinden gedrängt und mit Verlust vieler Toten, gelang es ihm doch, unter den großen Hecken, die das Tal umgaben, hindurchzuschlüpfen und in den Wald zu entkommen.

Da sollte das Glend der Übermütigen seinen Gipfel erreichen. Selbst der Himmel brach gegen sie los, dichter Regen strömte auf sie herab. Mit Trauer sahen Nußnacker und seine Gemahlin aus ihrer Staatskutsche, wie die Gießbäche auf dem Wege anschwellen, wie ihre Untertanen, Häuser und Geräte im wilden Strudel an ihnen vorbeigetrieben wurden, wie von den Jhrigen einer nach dem andern den Mühseligkeiten des Marsches erlag, in Abgründe stürzte oder sich in Wurzeln, Brennnesseln und Laubabfall verwickelte und elendiglich umkam. Bald war Nußnackers ganzes Volk zugrunde gegangen. — Auch er fuhr nur noch wenige Schritte. Der Regen löste die geleimten Fugen der Kutsche auf, und das fürsliche Paar ward von der Wasserflut ergriffen. Erst jetzt erwachte wieder, durch die Not geweckt, der frühere kräftige Naturgeist der Prinzessin. Wie war sie sonst bei solchem Wetter jauchzend umhergesprungen und den Wellen entgegengeschwommen! — Mit der einen Hand faßte sie nur noch eben den Zopf ihres Mannes, mit der anderen einen Zweig. Schnell wollte sie sich mit ihm auf eine höhere Baumwurzel emporschwingen. Aber ach! selbst das Haar des geängstigten Fürsten war nicht mehr stark genug! Den Zopf behielt sie in der Hand, ihren Mann sah sie von den Strudeln fortgetrieben, und bald war er ihren Blicken entschwunden.

Erst rief sie ihm klagend nach, dann aber regte sich ihr ursprüngliches Wesen um so Kühner. Sie zerriß die läppischen modischen Kleider, die, vom Regen durchnäßt, ihre schlanken kleinen Glieder beengten. Rasch wickelte sie sich in die ersten besten Blätter und kletterte schnell wie ein Sittichchen einen

alten Baum hinauf, in dessen Astloch sie Schutz suchte gegen das Unwetter und die einbrechende Nacht.

6.

Zu derselben Zeit, als sich alle diese wunderbaren Dinge ereigneten, lebte am Ausgang des eben beschriebenen Waldes ein alter Vogelsteller mit seiner Familie. Seit den zwei Jahren, daß er sich hier angesiedelt hatte, war es ihm mit seinem Geschäft vortrefflich gegangen, und besonders im Frühling und Herbst waren so viele Vögel in seine Netze geflogen, daß er damit manchen Taler Geldes verdient, manchen Sparpfennig zurückgelegt hatte.

Nun war einmal an einem Frühlingstag ein sehr heftiger Regen gefallen, und seltsamerweise ließ sich seit jenem Tage kein Vogel mehr bei ihm sehen; seine Netze fand er des Morgens immer zerrissen, seine Leimruten verdorben, und selbst sein Uhu und die übrigen Lockvögel waren seit einiger Zeit aus ihren Käfigen und von ihren Stangen verschwunden. Und doch wohnte, wie er wohl wußte, kein Mensch im ganzen Walde, der das hätte tun können.

Einstmals hatte er seine Kinder mit der Holzkarre tiefer in den Wald geschickt, um Reisig zu suchen.

Es ward Abend; sie kamen und kamen nicht wieder. Schon fing es an, dunkel zu werden, und weil sie noch immer nicht da waren, überfiel ihn große Angst, und er beschloß, sie zu suchen. Er setzte eben den Fuß vor die Thür, da hörte er aus dem Walde ein Zauchzen und Lärmen. Gottlob! Es waren seine lieben Kinder, die die Holzkarre hoch bepackt heranzogen und vor sich herschoben.

„Ihr Tausendfappermenter, wo bleibt ihr denn?“ fuhr er sie halb ärgerlich, halb erfreut an; sie aber lachten, und indem sie das grüne Reisig, womit sie die Karre oben bepackt hatten, hinwegnahmen, riefen sie, ganz rot im Gesicht vor lauter Vergnügen: „Schau einmal, Vater, was wir haben!“ Und siehe da! Der ganze Wagen war mit zerbrochenem, verbogenem und zernagtem Spielwerk von unten bis oben angefüllt. Und nun ging das Erzählen der Kinder an. Der Sinn ihres Durcheinanderschreiens war der: Nachdem sie sich verirrt, wären sie in ein schmales, ebenes Tal gekommen, das sich wie ein Fußweg in den Wald verlöre. Es sei dort noch ganz schlammig vom letzten Regen gewesen. Da hätten sie denn alle diese Herrlichkeiten in buntem Gemisch durcheinanderliegend gefunden, und wäre nicht die Sonne hinter die Tannen gegangen, so würden sie

den Weg noch weiter verfolgt haben. Der habe gar nicht aufgehört, sondern sei tief in dem Dickicht verschwunden, und so weit sie hätten sehen können, wär' er fort und fort mit solchen Schätzen besät gewesen.

Dem Vater kam die Sache seltsam vor. Er beschloß, am anderen Tage den bezeichneten Pfad zu verfolgen, denn so hoffte er demjenigen auf die Spur zu kommen, der ihm die Vögel verschleucht und die Netze zerrissen hatte.

Als der nächste Morgen durch den stillen Wald dämmerte, zog die ganze Vogelstellerfamilie mit der Holzkarre dem Tale zu, und richtig, da fand sich alles, wie es die Kinder erzählt hatten.

„Siehst du, Vater, da ist wieder ein so prächtiger Kerl von Holz!“ rief das jüngste Kind, und scharrte einen garstigen Nußknacker, von dem alle Farbe abgespült und dessen Fußgestell abgelöst war, aus dem Schlamm hervor.

„Hu! was der Kerl für ein Gesicht hat, und was für ein Maul, und was für hervorstehende Augen!“ riefen die Kinder durcheinander.

„Dummes Zeug, die Frage da!“ rief der Alte, der noch immer ärgerlich war, nahm ihnen den Nußknacker weg und warf ihn zur Seite, eine ganze Strecke in den Wald hinein.

Da zeigte sich seinen Blicken ein wunderliches Schauspiel. Aus einem Kranichnest, hoch auf einem alten Eichbaum, erhob sich ein kleines weibliches Wesen von menschlicher Gestalt, ganz in weiße Spinnweben eingewickelt. Wie ein Eichelhäzchen kletterte es den Baum herunter, lief eilig nach der Stelle, wo der zerbrochene Nußknacker lag, grub ihm mit beiden Händen ein Grab, legte ihn hinein, wobei zwei Kraniche ihr behilflich waren, und scharrte Erde darüber hin, worauf es eilig wieder auf den Baum und in das Nest zurück kletterte.

Der Vogelsteller und seine Familie standen mit offenem Munde da; sie wollten das kleine Wesen nicht verschleuchen, auch machte der neue Anblick sie unentschlossen, etwas dabei zu tun.

„Also du bist am Ende die kleine Hexe, die mir mein Brot wegnimmt,“ platzte endlich der Vogelsteller seinen so lange verhaltenen Arger heraus. „Wart' nur, mein hübsches Vögelchen! Morgen kommen wir wieder her, mit Beil und Netzen, da wollen wir schon deinen Baum umhacken und dich einfangen. Fürs erste aber wollen wir einmal sehen, wo denn dieser Weg hinführt und ob da nicht mehrere deines Geschlechters sind.“

Er hatte seine Rede noch nicht beendet, als er sehen mußte, wie das kleine Weibchen ängst-

lich mit ihren weißen Schleiern aus dem Neste herauswinkte. Da kamen sogleich die Kraniche herbeigeflogen, faßten das Nest mit den Schnäbeln, hoben es aus den Zweigen und trugen es durch die Luft in schnellem Fluge davon.

Wer konnte das Weibchen wohl anders sein als unsere Wurzelprinzessin? Furcht vor ihrem Vater und ihrem Volke hatte sie abgehalten, in ihr Tal zurückzukehren. Dazu war die Neue über ihre Hoffart, mit der sie die sonst so befreundeten Vögel behandelt hatte, so mächtig in ihr geworden, daß sie beschloß, an diesen freundlichen Tierchen das wieder gut zu machen, was sie früher an ihnen verschuldet hatte. Seit dem Unglückstag, der ihren Mann und dessen Volk vernichtet, hatte sie daher auf diesem Baume ihren Wohnsitz aufgeschlagen und sich mit liebender Sorgfalt aller junger Vögel angenommen, deren Eltern gestorben waren. Eben sie war es auch gewesen, die trotz ihrer Furcht vor den Menschen die Neze des Vogelstellers alle Nächte zerriß und die Vögel warnte, in seine Nähe zu kommen.

In diesem Augenblick aber sah sie die Gefahr, die ihrem ganzen Volke drohte, wenn diese eigennütigen Menschen das Wurzelreich entdeckten. Da mußten alle anderen Rücksichten schweigen.

Ohne Aufenthalt ließ sie sich von den Kranichen geradezu in ihr Tal tragen, mochte daraus entstehen, was da wolle.

Auf der Rußwiese, die noch jüngst der Schauplatz ihres falschen Glanzes und ihrer Torheiten gewesen, war gerade an demselben Tage das Volk der Wurzelmänner versammelt. Auch sie hatten die Prinzessin trotz ihrer Torheiten noch nicht aufgegeben und wollten eben auf die Bitten ihres Vaters beraten, was man tun solle, um die Entführte aufzusuchen.

Da senkten sich die Kraniche mit dem Neste herab; bald fiel die reuige Tochter ihrem hocherfreuten Vater um den Hals, und das ganze Volk hatte Mitleid mit ihr und vergab ihr aus Herzensgrund.

In der Freude über ihr Wiedersehen wollte sich nun alles der unbefangenen Lust überlassen, aber die Prinzessin wies jede Heiterkeit zurück. Sie verkündete den Ihrigen die Gefahr, die ihnen drohe, von Menschen entdeckt zu werden. Angst und Schrecken überfiel das Wurzelvolk bei dieser Nachricht. Nun war seines Bleibens in diesem Walde nicht länger. Man beschloß, auf der Stelle das Tal zu verlassen und durch unterirdische Höhlen in ferne Gegenden auszuwandern.

Der Zug setzte sich auch sogleich in Bewegung. Zu gleicher Zeit erschien aber auch schon auf der Höhe der Felsen hinter den dichten Hecken der Vogelsteller mit seiner Familie.

Waren diese Leute erst erstaunt gewesen, um wieviel mehr waren sie es jetzt, als sie die sämtlichen Wurzelmännchen in den Felsen verschwinden sahen.

Ganz erboht darüber, daß er nicht hinzukommen konnte, griff der Vogelsteller in die Hecken und versuchte auf jede Weise, sie zu durchbrechen. Es half ihm aber alles nichts, er brachte nur zerrissene Hände davon.

„Ei du Himmel!“ rief er aus, „hät' ich nur mein Beil hier und meine Neze, die Knirpse da einzufangen! Der reichste Mann von der Welt könnt' ich werden, wenn ich die in der Stadt verkaufte oder für Geld sehen ließe!“ Darauf nahm er schnell eine Vogelpfeife hervor und fing an zu blasen und Lockweisen zu singen. Er dachte, die Kleinen dadurch wie Vögel herbeiloden zu können. Auch das war umsonst. Das ganze Völkchen zog vor seinen Augen in den Fels. Die letzten kleinen Kerle lachten ihn noch obendrein aus, schnitten ihm spöttische Gesichter und machten ihm lange Nasen, und wie der allerletzte Zwerg in dem Berge verschwunden war, schloß sich dessen Öffnung. Kein Mensch hat die Wurzelmännchen seitdem gesehen.

o o o

Spielende Rätzchen.

Von Gustav Falke.

Wer möchte nicht ein Rätzchen sein,
Hat keine Schule, hat kein Latein,
Braucht nicht zu rechnen, braucht nicht zu
lesen.

Ach, die Rätzchen sind glückliche Wesen.
Spielen den ganzen Tag in der Sonne,
Fagen sich um die Regentonne,
Stoßen sich, kugeln sich in den Sand,
Linkerhand klapps, klapps rechterhand.
Ach, und sie können kein Hemdchen zer-
schleifen,

Ach, und sie können kein Hemdchen zerreißen,
Höchstens, daß sie sich einmal zerkraxen,
Aber dafür sind es auch Raxen.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Zettin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. F. W. Diez Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.